

Die Sprache kommt nicht zur Sache

Kulturwissenschaftler diskutieren über den „Einbruch des Realen“

Wie das Ding zur Sprache kommt oder vielmehr die Sprache zum Ding, ist eine Frage, die jeden angeht, zumindest jeden, der den Dingen mit der Sprache auf den Grund gehen will. Das wollen, außer Künstlern, vor allem Wissenschaftler. Sie haben auch Antworten auf diese Frage gegeben, sehr viele sogar, aber auch sehr verschiedene.

Für die Kulturwissenschaftler zum Beispiel ist evident, dass den Dingen weder mit irgendeiner Sprache noch sonst einem Zeichensystem so richtig beizukommen ist. Daher können sie nicht, wie Wissenschaftler sonst, einfach die Dinge erforschen. Stattdessen beschreiben sie, wie die Leute, indem sie über Dinge sprechen, als wären es wirklich Dinge, dieselben Dinge erst zur Welt bringen. Mit solcher Wissenschaft kann man, wie wir heute wissen, großen Zulauf und eine Menge Spaß haben.

Inzwischen aber scheint den Kulturwissenschaftlern ihre erklärte Gegenstandslosigkeit unheimlich geworden zu sein. Tagungen verkünden die „Wiederkehr der Wirklichkeit“. Helmut Lethen, seit einem guten Jahr Direktor des „Internationalen Forschungszentrums Kulturwissenschaften“ (IFK) in Wien, verspürt eine verbreitete „Sehnsucht nach Evidenz“. Andernorts vernimmt man wieder den Ruf „Ad fontes!“, wobei offenbar die Sorge mitschwingt, dass die Quellen der Drittmittel versiegen, wenn man in ernstesten Zeiten wie diesen mit den postmodernen Spielereien unbeirrt fortfährt.

Was also tun, angesichts des „Einbruch des Realen“ in die Wachttürme der Kulturwissenschaften? Am besten, man veranstaltet eine Tagung unter eben diesem Titel und macht sich auf zu den „Schauplätzen der Evidenz“, wie es die Literaturwissenschaftler Juliane Vogel und Albrecht Koschorke mit einigen Kollegen am Wiener IFK unternommen haben. Solche Schauplätze vermuten sie überall dort, wo Dichter, Maler, Philosophen und sonstige Kulturschaffende in den vergangenen zwei Jahrhunderten versucht haben, der Dinge als solcher oder der Realität insgesamt habhaft zu werden, also etwa bei Stifter, Fontane und anderen Vertretern des literarischen Realismus, in der Semiotik von Charles S. Peirce, in Walter Benjamins Theorien des Schocks und des Kunstwerks, in der Malerei von Paul Cézanne, den Merzbildern von Kurt Schwitters oder auch, last but not least, in der Fotografie.

Koschorke selbst gab die Marschrichtung vor, indem er zwei Geschichten von Adalbert Stifter erzählte. Einmal die des jungen Landschaftsmalers Friedrich Roderer in den „Nachkommenschaften“, der die „wirkliche Wirklichkeit“ am Beispiel eines Moors malen will und damit scheitert. Zum anderen den autobiographischen Bericht „Aus dem bairischen Walde“, in der ein starkes Schneetreiben mit seinem „Flimmern und Flirren und Wirbeln“ den Ich-Erzähler zutiefst verstört und die zuvor penibel entfaltete Topographie der Landschaft zuschüttet. Wenn das Reale hereinbricht, versagt der erzählerische Realismus: „Was bleibt, ist weißes Rauschen.“

Koschorke will aus diesen beiden Geschichten ein grundsätzliches Dilemma der Moderne ablesen: Dass sie zwar wie keine andere Epoche das Reale sucht, dass sie es aber niemals adäquat darstellen kann. Die Realität

als Deus absconditus, als Objekt moderner Mystik oder salopp gesagt: Die Sprache kommt eben nicht zur Sache. Den Vorwurf an die postmodernen Kulturwissenschaften, dass sie die Realität verweigerten, gibt Koschorke damit elegant an die Moderne zurück – diese habe ja selbst ihre Probleme mit dem Realen – und bekräftigt so den altbewährten Argumentationsstil der Kulturwissenschaften.

Die anderen Referenten folgten ihm, mehr oder weniger, auf dem eingeschlagenen Weg: Juliane Vogel, indem sie nachspielte, wie bei E.T.A. Hoffmann ein unscheinbarer Punkt, ein Floh, das moderne Gebäude der Zentralperspektive zum Wanken bringt, und Inka Mülder-Bach, indem sie vorführte, wie Fontane mit „Effi Briest“ den ganzen realistischen Roman auf die Bleiche legt. Der Philosoph Dieter Thomä zeigte, wie sich moderne Denker und Künstler an Kants Versöhnungsversuch von Geist und Welt gerieben haben, und entfaltete damit einen Gedanken, der während der Tagung immer wieder durchschien: Dass es nämlich Kants transzendentaler Idealismus war, der uns die Suppe eingebrockt hat. Ludwig Jäger, seines Zeichens Linguist, leistete selbst einen Beitrag zur Versöhnung, indem er den Begriff der Indexikalität in Peirce's Semiotik als jenen Ort identifizierte, wo die Sprache mit der Welt in Berührung kommt. Und Bernd Stiegler schließlich nahm sich in einem Tempo, das Dieter Thomas Heck vor Neid hätte erblassen lassen, „14 Arten das Reale zu beschreiben“ vor, nämlich den Diskurs über den Realitätsgehalt der Fotografie, der genauso alt ist wie diese selbst und den Stiegler mit vielen schönen Beispielen illustrieren konnte.

Schön war an der Tagung überhaupt die Präsenz des Anschaulichen und, wenn man so sagen darf, des Evidenten, was ja nicht unbedingt zu erwarten gewesen war. Gar nicht zur Sprache kam leider die Musik, obwohl diese doch die realste aller Künste ist. Insgesamt bleibt der Eindruck, dass die Kulturwissenschaftler nicht aus ihrer Haut können. Und wie auch, verhält es sich doch mit dem Realen wie mit dem Christkind: Hat man den Glauben daran erst verloren, gibt es keinen Weg zu ihm zurück. Man kann dann nur noch Kinder kriegen und die Show für sie neu inszenieren. Weil einst auch Weihnachten ein Schauplatz der Evidenz war.

Christian Jostmann